

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

18.9.1927 (No. 38)

Die

# Pyramide

## Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 38



18. Sept. 1927

### Ph. Gimmel / Eine Plauderei über die in der südlichen Vorderpfalz gesprochene Mundart.

Die Dialektwörter sind möglichst so geschrieben, wie sie gesprochen werden. Doppelschreibung des Vokals bedeutet Länge, Doppelschreibung der Konsonanten Kürze einer Silbe. mhd. = mittelhochdeutsch; m. = mundartlich.

Muttersprache ist streng genommen für uns Deutsche nicht die hochdeutsche Schriftsprache, die ja von den meisten Kindern erst in der Schule erlernt wird, Muttersprache ist vielmehr für uns die Mundart. Sie haben wir von unserer Mutter erlernt; sie verlernen wir nicht, wenn wir auch noch so lang fern von unserer engeren Heimat weilen werden. Selbst viele unserer besten Schriftsteller sind an gewissen Spracheigentümlichkeiten, die sich in ihren Werken finden, leicht als Sprößlinge dieses oder jenes deutschen Stammes erkennlich. Mit Recht sagt Hans Fraungruber in seinem Gedicht „Mein Muattasprach“:

Wer hat sein Muattasprach nit gern?  
Ich mag foa andre Weis nit hör'n,  
und kimm i öfta aus 'n Land,  
die fremda Red, dö tuat m'r and,  
und ehnta wird foa Raft und Ruah,  
bis 's wieda geht der Hoamet zua.

Wenn gerade in letzter Zeit der Erforschung der Mundart reger Eifer zugewendet wird, so darf das als wohl berechtigt gelten; denn sicherlich wird dadurch die Liebe zur heimischen Scholle nicht bloß erhalten, sondern auch in besonderer Maße gesteigert. In folgendem soll „e bissel geredd unu gschriewwe wärre“ von der südfränkischen Mundart, die in der südlichen Vorderpfalz und in dem angrenzenden nördlichen Teil des Elsasses gesprochen wird, und zwar bis zum Selzbach. Hier nämlich endete der alte Speyergau, der sich nordwärts bis zur Isenach erstreckte. Die Alemannen, die seit dem Abzug der römischen Legionen vom Rhein (406) sich zunächst des linksrheinischen Landes vom Süden her bis zum großen Hagenauer Forst bemächtigten, dürften nach der Versetzung der Burgunder auf den Genfer See (443) und dem verheerenden Zug Attilas (451) das heutige nördliche Elsass und die Pfalz in Besitz genommen haben. Aber gegenüber den Franken, die von Norden und Westen herandrängten, konnten die Alemannen das Land nicht behaupten. Von Chlodwig, dem König der salischen Franken, in einer großen Schlacht besiegt (496), gingen sie ihres linksrheinischen Besitzes verlustig. Das Land — der spätere Speyergau — bekam nun fränkische Siedler, wohl zahlreicher in seinem nördlichen Teil, weniger zahlreich im Süden. Hier dürften denn auch mehr alemannische Familien zurückgeblieben sein als im Norden, so daß oberdeutsche (alemannische) Wörter und Schreibeigentümlichkeiten in die fränkische Mundart einbrangen. Der so mit alemannischen Sprachelementen durchsetzte Dialekt wird von den Germanisten als südfränkisch bezeichnet. Zweifelsohne sind damals auch viele Franken in das südlich vom Hagenauer Forst gelegene Gebiet, das eigentliche Elsass, vorgebrungen; allein diese sind, wie viele oder wenige sie gewesen sein mögen, im Volkstum der besiegten Alemannen aufgegangen. — Heute scheidet die kleine Wieslauter, die ungefähr 15 Kilometer nördlich von der Selz dem Rhein zufließt, die Bewohner des alten Speyergaues. Stammesgenossen diesseits und jenseits des Flüsschens! Hüben — gut deutsch allerweg, abgesehen von wenigen Separatisten, wie hierzulande die Separatisten genannt werden, drüben — Elsass-Franzosen, die, wie man in dem rheinfränkischen Kron-Weissenburg an jedem Laden sehen kann, ihre Verkaufs-

gegenstände in französischer Sprache feil halten, wie wenn sie mehr Französisch verstehen als wir in der Pfalz, die sich nicht mehr Karl, Jakob, Philipp, Georg schreiben, sondern Charles, Jacques, Philippe, Georges. Die romanisierten Formen gefallen ihnen halt besser, den Bettern, welche die Lauter von uns trennt. Hast dich nicht grimmer Born, steinerner Dfried (am Postgebäude in Weissenburg ist der Dichter und Mönch Dfried, der ums Jahr 870 lebte, schreibend und tief sinnend, aus Stein gemißelt), wenn du deutsche Sprache gerade in der Stadt mißachtet siehst, wo du sie durch dein Lied zu Ehren des Heilandes geheiligt hast, durch das Lied, worin du dein deutsches Volk und seine Sprache vor allen andern Völkern und Sprachen preißest? Oder bist du wirklich schon, steinerner Dfried, wie frohe Kunde an unser Ohr scholl, herniedergestiegen und hast deinem Volk, das vielleicht mit Recht durch manche Maßregel seines großen deutschen Bruders verärgert war, erfolgreich gepredigt, von seinem Wahn zu lassen und die Muttersprache zu ehren und zu verteidigen, das höchste, köstlichste Gut?

Doch lassen wir diese geschichtlich-vaterländischen Betrachtungen! Das Wesen der südfränkischen Mundart wollen wir ja behandeln!

Rauh und roh soll sie sein, regellos in ihrem Lautbestand, braad (= breit), verstümmelt und verstümpelt.

Gilt es gegenüber solchen Vorwürfen nicht Einspruch zu erheben? Zunächst was das Raube und Rohe anbelangt! Kein Zweifel, wie die Lebensweise des Bauern derb und herb ist, so klingt seine Redeweise vielfach grob an das Ohr des Bartbesaiteten. Der weniger Empfindsame dürfte sich vielleicht der Kraft und des Saftes der Bauernsprache freuen.

Und nun ganz und gar zugestanden, daß manches Wort und manche Redensart die zulässige Grenze überschreitet, warum ist denn der, welcher den Vorwurf gegen die Mundart erhebt, daß sie roh sei, nicht auch so ehrlich, einzuräumen, daß man sich recht lieb und nett in ihr auszudrücken versteht? Wenn Fraungruber in seinem oben erwähnten Lied von seiner Muattasprach meint:

Und was der Bua sein' Dirndl sagt,  
is' i'ab, wia wann oans Bithern schlägt.

so möchte ich fragen: „Was könnte denn zärtlicher klingen als die Liebkosungen, welche die südpfälzische Mutter ihrem Kinde spendet, wenn sie es nennt mei(n) Zuckerle, mei(n) Schdramperle, wenn sie ihr Goldbele beim Baden sich in e Fröschele verwandeln läßt, wenn sie ihrem Bobbele e Male (= Verkleinerungswort zu dem Roselant Ah!) abschmäächeld (= abschmeichelt), wenn sie ihr Keachebfel schlößfle legt und ihrem Engele, wenn es ausgeschlößfeld hat, das bissel noch übrig gebliebene Schlößfl aus de Lieme Gucklich wischt?“

Und weil ich jetzt beim Loben bin, so sei ein weiteres Lob meiner südfränkischen Mundart gebracht, und zwar als der Bewahrerin alter Wörter, die leider der Schriftsprache verloren gegangen sind!

Nur einige wenige davon seien hier vermerkt!

Frieser (mhd. vrieze) = Damm- und Schlammarbeiter. Das Wort beweist, daß Friesen in unsere Gegend berufen wurden, um Entwässerungsarbeiten zu leisten und zu leiten, ullmich (mhd. ulmic) = von Fäulnis ergriffen; ullwer (mhd. ulve) = albern, tölpisch, ungehobelt, ungebauht, badde (mhd. baten) = nützen, dazu die Wadding = der Nutzen. Sääsl (mhd. heise)

in der Verbindung Käwehääf'l = ein zusammengeschnürtes Bündel Rebholz. Das Wort bietet uns ein prächtiges Beispiel der sogenannten Volksetymologie.

Da die Rebenbündel den Wingernt entlang von denen, die die Reben (d. h. das Rebholz) lesen, hingeseht werden, so gleichen sie aus der Ferne, besonders wenn noch Schnee das Feld bedeckt, hochenden kleinen Hasen, die von uns Häflich genannt werden. So bringt man Häf'l-Bündel, das man aber in dieser Bedeutung nicht mehr kennt, mit Häf'l = kleiner Hase (Mehrzahl Häflich) zusammen. Noch einige Beispiele solcher vom Volke ungedeuteten Wörter seien angeführt! Saam'l (mhd. sām el, zu lat. lamellum) = Messerklinge, wird vielfach mit lahm zusammengebracht, wie Hauseern (mhd. uren, zu lat. area) Hausflur mit Hausdeere (= Haustüre). Aus Galtsen(stein) (Kupfervitriol), der zum Beizen der Saatkörner verwendet wurde, wird durch Anlehnung an Korn und nützen Karnüs'l, aus Kardobenedil(tenkraut) wird, da diese Distelart im Gaarde (= Garten) wächst, Gaardebenedil. Besonders bei Flurnamen finden wir wie in anderen Mundarten, so auch in der unsrigen, zahlreiche Umdeutungen. So hat z. B. Spielforb nichts mit Forb zu tun, wie die Leute meinen. Forb ist vielmehr das mhd. gchor(b) = sumpfiger Boden. Die richtige Schreibung wäre demnach Spielgchorb = sumpfiger Boden, wo die Hasen spielen. (Vgl. zu (g)e hor: Horbach, dann die Ortsnamen Gleishorbach, Niederhorbach!) In Schdedepadd steckt nicht Steden, sondern Steg (mhd. stēc). Doch genug dieser Volksumdeutungen! Aber versäumen darf ich es nicht, auch darauf hinzuweisen, daß unsere südräntische Mundart die Erinnerung an Zustände, Einrichtungen und Ereignisse, die schon längst der Vergangenheit angehören, in vielen Redensarten festhält.

Man läßt einen freische wie am Spieß, als ob heute noch mit dem Spieß gekämpft würde. In der Drohung: Feh kriechsch awwer ordennanzmeekig, birgt sich die Erinnerung an die Zeit, wo die Prügelstrafe im Gebrauch war. (Ordnanzmäßig = gemäß der Ordnung = gehörig = sehr, also du bekommst tüchtig Prügel.) Ein verkommener Mensch ist e Gale-er, er kummd uffs Galee. (Galeerenstrafe!) Einem, der sich recht dumm benimmt, g(e)hörd gschröbhd, erinnert an das früher übliche Zuraderlassen. Im Mittelalter war vielfach die Meinung verbreitet, die Erde sei viereckig. Heute noch sagt man bei uns: So geht's zu uff de buckliche, viereckete Welt. Noch viele solcher Redewendungen könnte ich anführen; indes das würde zu weit führen. Ja die Mundart ist gleich einem unscheinbaren Schrein, der Kleinode von unschätzbarem Wert in sich birgt.

Gefehlos und regellos soll unsere Mundart sein! Einen derartigen Vorwurf kann nur der erheben, der durchaus keinen Einblick in ihre Lautverhältnisse hat. Freilich auf eine frühere, die mittelhochdeutsche Sprachstufe wenigstens (von 1100—1500) muß man zurückgehen, will man die Gesetzmäßigkeit in der Behandlung der Laute erfassen. Nur wenig sei erwähnt, um die Richtigkeit meiner Behauptung klar zu legen! Mhd. o a ist durchweg in unsern Landstädtchen gedehntes a, in den Dörfern gedehntes ä geworden. Daher mhd. boum = Baum, Väam = Baum, mhd. roume = Raam, Rääm = Rahm, mhd. hou = Hää = Hen; (eigentlich wäre Hän zu schreiben, umgelautet aus Hau). In gleicher Weise wird mhd. ei (in Stadt und Land) in ää gewandelt, z. B. mhd. hein = Hää(n) = Wein, mhd. kleit = Klääd = Kleid. Da nun von den Alten besonders dieses letztere ää übermäßig lang und fast wie aa gesprochen wurde, so wurde ihre Ausdrucksweise als braad verschrien. Wie bei diesen Lauten, so ist auch bei den übrigen die Entwicklung aus dem Mhd. streng einseitlich und regelmäßig durchgeführt.

Wie ist es nun mit der Verstümmelung und Verstümpelung bestellt? Nun ja — es ist wahr: wir werfen die End u und e vielfach ab; wir sagen: gebliwwe, die Bent statt die Bänke. Wir könnten hier sorgfältiger sein. Wir könnten auch Mehrzahlbildungen wie Kreuzer statt Kreuze, Plakater (auch im Sinn von anonnen, aus Tor angehefteten Schmähbriefen) statt Plakate, ferner die Rohr statt die Röhre, die Radd statt die Räder, die Fach statt die Fächer vermeiden.

Wir wollen ferner nicht leugnen, daß die Mundart zuweilen willkürlich wie eine absolute Herrscherin verfährt und den Wörtern Zwang antut. Ein Beispiel: Die Freischar wird der Freischar. War da im Jahr 1848 in einem südvorderpfälzischen Ort ein etwa 15jähriger Junge, dem es Vergnügen machte, den weniger Anhänger der Freiheitsbewegung bei Exercieren zuzusehen. Flug wurde er von seinen Altersgenossen de (= der) Freischar genannt. Der Name blieb ihm zeitlebens. Noch heute sagt man: 's Freischare wahren doo. Bei diesem Ausdruck ist zu ergänzen

Leute. Damit wären wir wieder zu einer neuen interessanten Eigentümlichkeit der Mundart gekommen, der Wortauslassung. Wir sagen z. B.: wir gehen uff d' Lauter, wir mehen (mähen), machen Hää uff de Lauter; zu ergänzen ist Wiesen. Die Kinder holen sich e Busche Maiblume oder pßöden (mhd. pßloden) = pßlöden Hää'lbeere an de Turkos (zu erg. Gräbern). In der Mundart nämlich, dem westlichen Teil des großen Bienwaldes, sind einige Turkos begraben, die 1870 im Lazarett im Bahnhof Scheidt ihren Wunden erlagen. Wir gehen ins Dierbacher (zu erg. Feld), wir holen Holz im Heberwäld(er) (zu erg. Wald). Die Heberwäld(er) sind die jenseits des großen Bienwaldes wohnenden Elsäßer.

Ähnlich wie de Freischar (vgl. übrigens hiezu Namen wie (de) Unruh, (de) Angst?, (de) Gans!) heißt es in der Mundart — der Hohl statt die Hohl. Der Mann nämlich, der in der Hohl wohnt, ist de Hohl.

Dieses Beispiel gibt uns einen Fingerzeig dafür, wie bei uns wahrscheinlich die Familiennamen entstanden sind, die auf die Wohnstätte zurückgehen. Während vielerorts in Deutschland, wie wir sehr schön aus Schillers Tell an den Namen Hans auf der Mauer, Jörg im Hof, Burkhardt am Büchel ersuchen können, der Ort, wo jemand wohnte, als Name gebraucht wurde, und zwar in Verbindung mit einem Verhältniswörterchen, das später weggelassen oder mit der Ortsbezeichnung zusammengeschieden wurde, z. B. Imhof, Amtor, Zumstein, scheint bei uns der Dertlichkeit — auch bei weiblichen und sächlichen Wörtern — von Anfang an lediglich de (= der) vorangeseht worden zu sein. Es war also der an der Scheid (= Grenze) wohnende Mann de Scheid, der an der Scheid wohnende de Scheib, der auf dem Neufeld (= neu gerodet Feld) de Neufeld, der, welcher in der Nähe des Woogs sein Heim hatte, de Wool. Das Geschlechtswort ist bei der schriftlichen Festlegung der Namen weggelassen, wenige Fälle ausgenommen, in denen es mit der Dertlichkeitsbezeichnung zusammengeschieden wurde, z. B. Dehof, Demeh; Meh ist wohl Abkürzung zu Mathies oder Mathäus; es wird kaum Meh, die Stadt, in Betracht kommen. (Vgl. auch die holländischen Namen mit de!)

Schließlich sei noch eine kurze Erläuterung über die beiden Wörter Woog und Scheib beigefügt!

Woog ist mhd. wac mit langem a. Eine Verwandlung dieses a in lang o kommt in der Hochsprache sonst selten vor, merkwürdigerweise gerade einigemal vor n und m, wo die Mundart das lange a, das sie sonst in lang o wandelt, nicht ändert. Aus folgendem Beispiel möge dieser lautliche Wandel ersuchen werden!

Mal, mhd. āl, m. vol (glatt wie e Dol); Mas, mhd. ās, m. Schinn—oos (aus Schindooß) = durchtriebenes Frauenzimmer; mhd. lāpe, m. drobe.

Dagegen: Dhmet, mhd. āmāt, m. aamed; Ohm, mhd. āme, m. Nam; Mohn, mhd. mān, m. Feld—maache, zu mhd. māgen; das a ist erhalten durch den Einfluß des ausgefallenen e.

Das Wort Woog ist übrigens unserer Mundart verloren gegangen, nur in dem Familiennamen Woolf und in dem Gewannennamen am Brechenwoog ist es noch erhalten. — Ein größeres stehendes Gewässer ist bei uns der Weiher (lat. vivarium). Latisch (dazu latische) nennen wir eine Lache (lat. lacus). Dieses Wort findet sich nur in Mistlach — sowohl die leere und mit Pflanz angefüllte Grube, als auch den Pflanz allein bezeichnend (m'r jahrd Mistdloch uff de Ader) — und in einigen Waldabteilungsnamen (m. Schlad = Schlag) des Bienwaldes.

Scheib — Kemigius Vollmann in seiner Abhandlung „Flurnamensammlung in Bayern I. S. 61“ sagt, Scheib bedeute in der Regel eine Weg- oder Flußkrümmung (mhd. schi ben = drehen, wenden).

Der pfälzische Mundartforscher Seeger faßt Scheib bei der Deutung des Ortsnamens Scheibhardt (m. Scheiwert) in seinem Landauer Programm „Die germanische Besiedlung der Vorderpfalz an der Hand der Ortsnamen“ als Kreis. Er glaubt, der Name Scheibhardt rühre wohl davon her, weil die Siedlung auf einer kreisförmigen Waldlichtung angelegt wurde. Da aber die Wieslauter, welche den Ort in deutsch und französisch Scheibhardt teilt, unterhalb des Dorfes eine starke Krümmung macht, so muß zur Erklärung wohl die Vollmannsche Deutung angezogen werden. Ebenso wäre de Scheib der an der Scheib, d. h. Krümmung des Weges oder Baches, wohnende Mann.

Halten wir also die Mundart als unsere Muttersprache hoch und teuer, wenden wir ihr stets liebevolle Aufmerksamkeit zu, und wir werden dann so manches entdecken, was uns helle Freunde bereiten wird!

## Gottlieb Graef / Das Gespenst ohne Kopf

Und es war die Zeit des Vollmonds  
In der Nacht vor Sankt Johannis,  
Wo der Spuk des wilden Jägers  
Umsteht durch den Geisterhohleweg.  
Seine

Unter den mancherlei Spukerscheinungen des Volksglaubens ist eine der ältesten und interessantesten diejenige des kopflosen Gespenstes, in Deutschland meist ein Reitermann auf weißem Ross, der den eigenen Kopf nicht zwischen den Schultern, sondern der Bequemlichkeit halber unter dem Arm trägt. Zusage dem Lokalisierungsbedürfnis des Volks und dem Anpassungsvermögen

der Sage an örtliche Verhältnisse erscheint die Gestalt häufig mit verstorbenen einheimischen oder geschichtlichen Persönlichkeiten vereinigt. So ist beispielsweise in meiner Heimat die mythische Gestalt des kopflosen Schimmelreiters seit Alters durch Verschmelzung mit dem weiland Freiherrn Karl von Adelsheim, der ein loderer gottloser Herr und rücksichtsloser Jägermann gewesen sein soll, noch weiter in das Volksbewußtsein eingedrungen, indem dieser seit seinem Tod für die von ihm verübten Freveltaten dauernd verdammte ist, ohne Raß und Ruh als wilder Jäger in den dortigen Wäldern zu jagen. Es ist der gefürchtete „Hui-Karl“, der als kopfloser Reiter auf einem Schimmelgaul, den eigenen Kopf

unter dem Arm, schon viele nächtliche Wanderer erschreckt und geängstigt hat. Aehnlich haust im Wald zu Gamburg an der Tauber der Geist eines Echters von Mespelbrunn, gleichfalls seinen Kopf in der Hand tragend und auf einem Ziegenbock reitend. Ueberhaupt haben die meisten Gegenden in Deutschland einen mehr oder weniger veränderten Vertreter jenes unheimlichen Gespenstes. Ungeachtet ihrer weiten Verbreitung hat die Spukerscheinung bis jetzt noch keine einwandfreie Deutung erfahren. Ihre Entstehung läßt verschiedene Erklärungen zu.

Zunächst ist der bei manchen Völkern herrschende uralte Brauch zu nennen, den menschlichen Leichnam zur Verhütung einer Wiederkehr des Verstorbenen zu enthaupten und den Kopf vom Rumpf getrennt zu bestatten. Sowohl im hellenistischen Aegypten, wo der von Seth enthauptete Somenogott Osiris als akephalos theos oder akephalos daimon erscheint, als auch noch heute bei den Naturvölkern tritt der kopflose Geist als religiöse Vorstellung auf.

Sodann ist die Erscheinung mit einem besonders dem Vorstellungskreis der Germanen entstammenden Verbrechergespenst gleichbedeutend, das zu Lebzeiten wegen einer Freveltat geköpft worden oder der verdienten Enthauptung entgangen war und nun mit dem eigenen Kopf in der Hand bis zu seiner Erlösung umgehen muß. Grimm (D. S. I, 398) schreibt: „Man glaubt, wer eine der Enthauptung würdige That verrichte, die bei seinen Lebzeiten nicht herauskommt, der müsse nach dem Tod mit dem Kopf unterm Arm umgehen.“ Auch nach chinesischem Volksglauben trägt ein Enthaupteter in der andern Welt seinen Kopf unterm Arm. Ueberhaupt pflegen Spukgestalten jeweils mit derselben Körperverrückung zu erscheinen, die sie zu Lebzeiten davongetragen haben. In Dantes „Hölle“ (Cant. XXVIII, 123 ff.) begegnen wir

dem wegen eines schwertfälligen Vergehens dorthin verbannten Minnesänger Bertran de Born, der einst Zwietracht zwischen Vater und Sohn gesät hatte und dafür nun in der Hölle als Enthaupteter seinen Kopf vor sich in der Hand wie eine Laterne trägt.

Außerdem aber zeigt die Schreckgestalt auch noch die Züge des Sturmgottes Wotan. Weinhold (Z. d. V. f. B. 29, 155) bemerkt: „Die Volkssage schildert den Wilden Jäger und manche andere Geister kopflos oder mit dem Kopf unter dem Arm.“ Schon Ende des 15. Jahrhunderts eifert Geiler von Kaisersberg gegen den Glauben an das „wütende, wütische Her, in dem einer das Krös vor im, der ander den Kopf in der Hand trägt.“ Die Sage vom „unbekopfeten Schimmelreiter“ mit dem eigenen Kopf unter dem Arm — in Mitteldeutschland der „Hoimann“ d. i. Waldmann, in Westfalen der „Ho-Jäger“ geheißten — findet sich über ganz Deutschland verbreitet. In der Mehrzahl der Fälle hängt sie mit dem Wotanmythus und mit der Sage vom Wilden Jäger zusammen, wobei der Sturmdämon auf lichtem Ros, dem achtfüßigen weißen Sleipnir, reitend erscheint (Wodan album flectit equum) und mit geisterhaftem Hohn über den Untergang der alten Götterherrlichkeit klagt. Die nahe Verwandtschaft der Namen „Hoimann“ und „Ho-Jäger“ mit „Hui-Karl“ läßt ohne weiteres den Schluß auf die Gleichbedeutung des letzteren mit dem Wilden Jäger und mit Wotan zu.

Wie beim Wütenden Jäger handelt es sich bei der grauenhaften Erscheinung des schimmelreitenden Ohnekopfs möglicherweise auch noch um eine christliche Verkehrung des Göttervaters Wotan. Oder sollten diese Erscheinungsformen letzten Endes gar astralen Ursprungs sein, hervorgegangen aus dem hauptlosen Sternbild des Orion?

## Friedrich Alfred Schmid Noerr / Zwielewid.

Ein Märchen.

VII.

Grundlose Begeisterung schlug hitzig aus allen Köpfen empor, als das lächelnde Fürstentkind holdselig und frei den Meister umhastete, und die zu Mord und Rache geübten Stokwaffen fuhren blühend in die Höhe, und neigten sich wieder in jubelnder Huldigung.

Sofort auch hatte Herr Most, mit nun schon gewohnter Umsicht, den Ruchenteller ergriffen, zerschneit mit rascher Hand den Platz in viele kleine Stücke, die ihm schon unter den Fingern zu stattlichen Kuchenstücken anwuchsen, und teilte sie an die hungrige Jagdgesellschaft aus. Und jetzt war in dem allgemeinen Wonnestoben kein Halten mehr. Gefellen und Lehrlinge drangen herein und im Ru war die Verbrüderung mit einem hohen, anwesenden Adel im vollen Gange; Küsse und Umarmungen mehrten sich in steigendem Zaumel und pflanzten sich auf die Gasse fort, wo man den Oberhofsjägersmeister vor flinken Bürgermädchen in die Knie und Gasse fallen sah.

Drinnen aber, in der Werkstatt, hatte das Gedränge und der brausende Geist den Schneider Most auf den Werkstisch gehoben. Zu seinen Füßen kauerte, in den goldbroten Mantel gewickelt, die junge Markgräfin mit hingerissener Gebärde; und über sie hin und über die Köpfe der Zuhörer hinweg, zwang es ihn, zu reden, als sähe ihm eine Feuerzunge im Halbe. Ein wirres Getümmel von Worten, ihm selber kaum bewußt, sprudelte er hervor: von der Gleichheit aller Geschöpfe, die scharfberichtig die Erde bekrabbeln, von der christlichen Freiheit des Schnittes aller Meinungen und Fleischeshüllen, und von der Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit von Elte und Bügeleisen, hier und in der anderen Welt! — Auch von dem atlassroten Blute des Volkes sprach er, und wie es dazu bestimmt sei, die Nisse im Fürstengold zu flicken, wobei er den Mantel des Fräuleins hoch emporhob, damit ein jeder mit Stauen und Bewunderung das neuartige Symbol betrachten konnte. Strafender Born traf die kunstverlassene Flickschneiderei der Könige Europas, die da Länder wie Narrenkleider zusammenstümperten. — Und immer höher und verwegener sprühte die Redefontäne, als er die Völker der Erde aufrief, die Grenzen der Staaten wie schlecht gearbeitete Nähte aufzutrennen und zum stolzen entworfenen Einheitsgewande der großen Menschheitsbrüderrepublik zusammenzustepfen. — Kurz, „Frankreich muß badisch werden!“ — so schrie er mit dem Schaum der Ekstase vor dem Munde, — „und unser Herr Markgraf wird der Präsident!“ Ein ungeheures Hallo, Mützenwerfen und Tüchererschwenken, Umarmen und Freundetrampeln war die Antwort der ringsum überfrohenden Gefühle. Frau Jakoba konnte sich kaum auf drei Schritte zur Tür herein arbeiten, als sie, aus entlegener Stube herbeigeeilt, sehen wollte, was denn der immer mehr anschwellende Lärm in ihrem Hause zu bedeuten habe. Und sie kam und sah grade, wie Herr Most, von Bürger und Edelmann flankiert und frenetisch begrüßt, mit Tränen der Rührung im begeistertsten Auge, die junge Markgräfin erneut in die Arme schloß und unter dem Jubel des Volkes gar herzliche Küsse mit ihr tauschte.

Das war zuviel für das getäuschte Weib. Um so mehr, als nicht zu vergessen ist, daß ja auch ihr Inweilen der unentrinnbare Zwiebelkuchen düstlings das Gemüt umflort hatte. So also wandte sie sich voll Hitze in Blut und Sinnen, und lief, sie wußte

selbst nicht warum, hinaus in den Geisestall, um ihren ersten Born an dem verdächtigen Ziegenbock auszulassen, den ihr das Lämmchen zum Unsegen ins Haus gebracht hatte. Als sie aber in den Stall kam, da bot sich ihren Blicken ein neues Bild des Entsetzens. Da stand auch der Bock aufrecht, mit wild gesträubtem Bart, über ihren beiden unschuldsvollen schneeweißen, nun aber ängstlich meckernden Ziegen, und seine Teufelsaugen sprühten Blitze gegen die Frau. Ihr war, als wolle er auch sie im nächsten Augenblick mit bockendem Sprung auf die drohend gesenkten Hörner nehmen.

Da stoh sie mit einem Aufschrei zum Stalle hinaus und rannte im ersten Jast blindlings zu Herrn Bartel Dacklingers Haus, damit sie ihm, als der Obrigkeit, den Teufel im Stall anzeige, der gewiß allein an all dem Spul und Unheil schuld war. Sie stürzte mit nur noch halber Bestimmung in des Stadmeisters Arme, der nunmehr der gekränkten Ehre seiner Klientin auch keine Art von Genugthuung mehr schuldig blieb. Da ihm diese über alles ging und Frau Jakoba ihrerseits zitternd erklärte, daß sie um keinen Preis der Welt in ihr behextes Haus zurückwolle, so lange der Bock im Stalle sei, befiel er sie mit Freunden in seinem behaglichen Notquartier.

Herr Most seinerseits fand nicht die mindeste Muße, das Ausbleiben seines Weibes zu bemerken. Er war auf den Abend von der jungen Markgräfin aufs Schloß geladen, woselbst ein bacchanalisches Fest mit fliegender Hand war zubereitet worden. Und kein anderer als er war der König dieser Nacht und des drohenden Gelages. Zum Angebinde hatte er der Prinzessin im Austausch seines Herzens das silberne Näpfelein und das goldene Zellerchen des Zwielewid mitgebracht, nicht ahnend, was er damit verschenkte. Das kindliche Fräulein vergnügte sich damit eine kurze Zeit, indem sie die zierlichen Gaben der Unirdischen lachend über den Tisch hinrollen ließ, mit ihnen Fangball spielte und sie als Schusser gebrachte. — Ach! Ihren wahren Wert erkannte weder sie noch der verliebte Schneider. Denn keinem von den beiden fiel es ein, das Näpfelein oder das Zellerlein mit Speise, Trauf oder Geld in Verührung zu bringen. Die beiden Wundergeschirre wären aber die wahren Allerweltsglückspenden gewesen und der Schneider hätte mit ihrer Kraft die allerbrüderlichste Weltrepublik aufrichten können, denn zum Paradies auf Erden wäre durch sie alles Nötige beigeordnet worden: nämlich unerschöpfliches Essen, nie versiegender Wein, und Geld, soviel nur einer auf der Staatskasse des Schneiders hätte abholen wollen! —

So indessen wurde das niedliche Spielzeug von der launischen Prinzessin nach kurzer Zeit mit Ueberdruß verächtend, vergessen und am nächsten Morgen mit dem übrigen Kehrlicht weggesetzt.

Anscheinend den Gestirnen zum Trost, war der Schneider also nun doch noch zu dem Ball im Markgrafenschloße gekommen, wenn auch anders und statlicher, als er sich's zuvor geträumt hatte. — Aber auch auf dieses Mal wäre ihm vielleicht besser gewesen, er hätte Markgrafentöchterlein und Markgrafenschloß nie gesehen noch beireten —

Der Markgraf war zu dieser Zeit in Regierungsgeschäften hinaus ins Oberland gefahren; wie denn ohne solchen Zufall seiner Abwesenheit die Ereignisse dieses Tages sich gar nicht hätten

denken lassen, geschweige, daß sie zu solchen Auswüchsen sich hätten steigern können.

Nun aber war, aus irgend einem Grunde, die Besichtigung der Kemter plötzlich abgebrochen worden und der Fürst, ungeduldig, sein Töchterlein wieder in die Arme zu schließen, hatte sich auf sein bestes Pferd gesetzt, allein die halbe Nacht durchritten und sprang nun vor seiner Burg zu Durlach nicht ohne höchlichstes Erstaunen ab, als er da alle Fenster hell erleuchtet und Schloßhof, Gänge und Galerien voll festlich bewegten Treibens, ja Bürger und Handwerker im Sonntagsstaat als seine Gäste vorfand.

Noch aber schlug er keinen Lärm, sondern beschlich auf Seitentreppe den Festsaal. Plötzlich stand er, wie aus der Wolke geregnet, mitten in dem ausgelassensten Weltverbrüderungstaumel,

Die anfangs schier ratlose Ohnmacht seines guten Verstandes, die Salbaderei von Volkssouveränität und Menschheitsbrüderschaft, Güttergemeinschaft und Pressfreiheit zu fassen, der ihm da mit dem Weindunst und dem schluchzenden Antrag unzähliger, feuchter Gevatterküsse überfiel, schlug bei dem Markgrafen rasch in die blasse Wut um, als er aus diesem rajenden Wirbel von unzeitigem Wimmenschanz und Narrenhaus hervor erst einmal Sinn und Zusammenhang des Lobens, freilich, nur oberflächlich, sich zusammenzureimen begann. Zu seinem eigenen Schaden war ihm ja die Aenderung seines Ingrimms durch Einatmung der Zwiebelkuchendünste des Zwiemelewid versagt, denn zu diesem nächtlichen Ballfest hatte der vorsichtige Schneider seinen Stammschnitt nicht mitbringen wollen, damit er ihm nicht etwa gar im Volksgetümmel abhanden komme. — Die Wut des Markgrafen verwandelte sich indessen in die eiskalte Entschlossenheit des Generals im Schlachtgetümmel, als ihm der Schneider als Volkstribun und Schwiegerjohn, ihm zugeboren aus dem angestammten Schoße seines treuen Volkes, präsentiert wurde, und ihm, mit rätselhaft beherztem Ausdruck im Gesicht, sein eigenes Kind entgegentrat und ihm den überkippenden Becher der Versöhnung zwischen Fürstenrecht und Volksrecht zubrachte.

Er schlug mit der Faust den Pokal seiner Tochter aus der Hand, daß der rotvergoßene Wein das erbleichende Fräulein bespritzte und winkte seinen Dragonern. Die räumten mit unbegreiflich raschem Ungeflüm das ganze Schloß von seinen über- raschten Gästen.

Das hohe Fräulein fand sich unversehens und weinend in strengen Arrest gesetzt; und der unselige Schneider lag im Ru im untersten Verließ des Schlosses. Noch in der Nacht erging das Gerücht des kaltrafenden Markgrafen erbarmungslos über die Schuldigen.

Vorab jedoch ließ er Herrn Bartel, den Stockmeister, aus den Federn, und — es muß leider gesagt sein — aus der angenehmsten Nachtruhe im Arme der getrösteten Schneidersfrau herausholen und befragte ihn scharf über die Vorkommnisse in der guten Stadt Durlach seit dem Tag seiner Ausfahrt. Da erfuhr er denn von der eifrigen und zu seinem Glück so wohlunterrichteten Gerichts- person mehr, als er zu hören je erwartet hatte. Meister Haslinger malte dem Markgrafen lieblich die Gemeinschaft des Schneidermeisters mit seinem schwarzen Zauberbod in solch höllennmäßigen Farben aus und untermischte das Gemälde mit so kläglichen Ausblicken auf die Verführung der Bürgerchaft durch die aufrührerischen, eigenmächtigen Kleider, so der dämonische Schneider aller Welt anzumessen sich unterfange, daß der Fürst, selbst noch unguuten Bedenkens an das von diesem Teufelschneider verpfändete Staatskleid, sich stehenden Fußes von Teufelskunst und Hexenwerk voll überzeugen zu lassen geruhete. Dies tat er um so lieber, als er auf solche Weise wenigstens einige Entschuldigungsgründe für sein eigen Blut und auch für Adel und Bürgerchaft zusammenbrachte. Denn offenbar war die Beherzung als ein ungewolltes Fieber über die ganze Stadt gekommen.

Zugleich jedoch erging an Herrn Bartel der gemessene Befehl, den Schneider noch in dieser Nacht, samt seinem Bod, an den Galgen zu hängen, damit sich gleich bei aufgehender Sonne den Bürgern von Durlach kund und deutlich weise, wie ihr gnädiger Landesherr mit ungeborenen Schwiegerjohnen zu verfahren gewillt sei. Doch da ergab sich ein neuer Schreck: Als man in das finstere Kerkerloch des Verurteilten hinunterstieg, war es leer und der Häftling entflohen. Der Markgraf tobte, obschon nun erst vollends das untrügliche Zeichen am Tage lag, daß der rebellische Schneider mit dem Gottseibeiuns in offenkundigem Bündnis stand. Denn der Beschlecker schwor, daß Miegel und Ketten in Ordnung und er selber beileibe nicht schläfrig oder gar betrunken gewesen.

Nun wurde die ganze Polizei alarmiert, damit sie überall nach einer Spur des Entsprungenen sahnde; Dragonerpiketts mußten satteln und reiten, daß keine Maus die markgräflichen Landesgrenzen hätte passieren können, ohne gefaßt zu werden; aber keiner brachte den Schneider zurück.

Herr Bartel Haslinger allein hatte sich vor des Markgrafen Angesicht verschworen, den Delinquenten noch vor dem grauenen Tag aufzustöbern, und war mit den andern in die aufgeregte Nacht hinausgestürzt. Nun aber galt sein nächster Gang, teils um der Liebe, teils um der Sorge willen, seinem eigenen Heim,

allwo er Frau Jakoba gelöstes Gemütes und schlafend zurückgelassen hatte, Ihn deuchte es besser, die Dame noch in dieser Nacht in ihr eigenes Haus zurückzuspedieren, da nicht zu ermessen stand, welche Weiterungen sich für ihn selber aus der etwa entdeckten Gemeinschaft mit dem Weibe des Bodkündlers ergeben konnten.

Er weckte also die Schlummernde nicht eben so sanft, als er sie zur Ruhe gebettet, und berichtete ihr in rauhem Amtston alles, was sich inzwischen zugetragen hatte. Er verschwieg auch nicht, wela' hoher Genuß es für ihn sei, den ungetreuen Schneider samt seinem Bod ihr zuliebe an den Galgen zu knüpfen; und dies mit besonderer Sorgfalt; wobei er durchblicken ließ, daß er sich für diesen Liebedienst von ihr füglich den süßesten Lohn erwarte.

Da aber kam auch für den Gefängniswärter die Stunde der bitteren Enttäuschung. Denn Frau Jakoba hatte nun auch ihrerseits die vermaledeite Nachwirkung des Zwiebelkuchens ausgeschlafen und verstand nicht mehr, wie sie sich zu ihrem ver- zweifelten Tun hatte hinreißen lassen können. Raun, daß sie nun vernommen hatte, daß Herr Most hängen solle, so geriet sie in einen Zustand der äußersten Reue und Verzweiflung. Ganz außer sich vor Schreck und Jammer, warf sie sich dem gefühllosen und plötzlich sehr unliebendigen Büttel schluchzend zu Füßen und flehte ihn an, ihren Mann, ihr Lämmchen, ihr verkanntes und mißhandeltes Lämmchen doch zu schonen, zu schützen und zu retten.

Der Stockmeister jedoch stieß sie verständnislos von sich und erwies sich nun als ein kalt- und hartherziger Beamter, der für ein Lob seiner Vorgesetzten ein ganzes Duzend solcher Lämmchen, als Herr Most eines war, an den Galgen geliefert hätte. So fielen Frau Jakoba zugleich mit den salzigen Tränen auch die schmerz- lichsten Schuppen von den Augen; und sie erkannte mit eins, an was für einen Satan in Menschengestalt sie ihr gutes Lämmchen verraten hatte.

Mit einem letzten Aufschrei um Gnade umfaßte sie die Knie des Wüterichs und rief:

„Nicht er! — Nicht er, Barmherzigkeit! — Der Bod ist schuld! — Allein der schwarze Bod ist schuldig, der bei meinen weißen Ziegen im Stalle steht! — Den Bod! — Den Bod schleppt zum Hochgericht! — Ihn hängt an den Galgen! — Denn der ist der Teufel in Person, der uns das alles getan hat!“

Da horchte der Bartel Haslinger auf, und ein plötzlicher Einfall erhellte seine verschmitzte Visage: Er machte sich unwirsch aus der Umklammerung der unglücklichen Frau los und höhnte:

„Das ist ein Gedanke, Frau Nachbarin! — Der Bod hat mir geholfen! — Nun will ich Euch zeigen, wo Bartel den Most holt!“

Und damit rannte er aus der Stube und ließ die arme Frau, von blutiger Reue zerrissen, mit verzweiflungsvoll gerungenen Händen am Boden liegen.

Dieser Auf des Stockmeisters war aber auch auf der Straße gehört worden; und bald ging es darum unter der zipselmützen- und schlafrodbekleideten, fensterrasselnden Bürgerchaft wie ein Lauffeuer umher: „Habt Ihr's gehört, Herr Nachbar!? — Jetzt wird man es uns allen zeigen, wo Bartel den Most holt!“

— Und davon ist die Redensart bis auf diesen Tag unter gemeiner Bürgerchaft lebendig geblieben. —

Ob die Flucht des Schneiders aus dem schlecht verwahrten Kerker des markgräflichen Schlosses mehr das Verschulden der nachlässigen Wächter, oder mehr das Verdienst des zur Hilfe verpflichteten Zwiemelewid gewesen ist, — das ist für alle Zeiten vor den Augen der Welt verborgen geblieben.

Jedenfalls aber eilte der Schneider Most, gleichfalls leidlich ernüchtert von den Bekäubungen des Zwiebelkuchens sowohl, wie von denen des Weines, in der Angst seines Herzens tatsächlich nach Hause und schnurstracks in den Ziegenstall, wo er sich an seinen Bod, als an den letzten und einzigen Anker seiner Hoffnung klammerte, und ihn mit fliegenden Händen streichelte. Aber der stand lange mürrisch und stocksteif und wollte mit nichten seines Herrn Kiste reiben. Nur mit vielen Bitten, Schmeicheleien und Zucker bewog er ihn endlich dazu; und in heiserem und stockendem Gemeder kam es schier unverzüglich aus seiner Kiste:

„Alter Beck . . .  
trägt Hörner mit weg — —  
Bod vom Haus  
trägt's Glück mit hinaus . . .  
Määäääh — —!“

Und dieses „Mäh!“ war so von Haß und Hohn zerjagt, die Augen des Bodes funkelten dazu mit solch infernalischer Falshheit und sein Gehörn senkte sich mit so feindseltiger Gebärde zum Angriff, daß der Schneider soeben im Begriff war, ratlos und verzweifelt seine Flucht aus dem Stall und in die wilde Nacht hinaus zu nehmen, als die Türe aufgestoßen wurde und Herr Bartel Haslinger, von Knechten und geschwungenen Blendlaternen gefolgt, ihm den Weg — für immer, wie es schien — verlegte.

(Schluß folgt.)